

schließlich identisch mit Fortschritt und Weltentwicklung. Und die Geschichte selber hat diesem Verehrer der göttlichen Weltvernunft in zwei Weltkriegskatastrophen die furchtbare Lektion gegeben, daß der Fortschritt in der Barbarei unterging. Er konnte jetzt nicht umhin zuzugeben, daß auf sittlichem Gebiet Seiendes und Seinsollendes auseinanderklaffen — aber die Erkenntnis von Verantwortung vor einem persönlichen Gott, von Schuld und Gnade, Christus und Kirche ist ihm, soweit wir es menschlich übersehen können, nie zu Teil geworden.

Umschau

Gegen die Fremdsprachen-Pedanterie

Wir Deutschen haben ein weitgespanntes geistiges Interesse und lernen gern fremde Sprachen. Hätte die Kulturpropaganda der Besatzungsmächte nicht einen politischen Beigeschmack, so könnten wir uns eigentlich nur beglückwünschen, daß uns nun auf einmal englische und französische und russische Sprachlehrer sozusagen frei Haus und umsonst in Fülle geliefert werden.

Wir sind auch methodisch und gründlich und wahrscheinlich (von den Schweizern abgesehen) das klassische Volk der Schullehrer. Nicht umsonst war der deutsche Präzeptor einst ein internationaler Begriff und eine geschätzte Exportware. Erziehen und dozieren, das liegt uns im Blute. Mit Griechisch und Latein fing es an, mit den klassischen Sprachen, in denen deutsche Gelehrte — neben den englischen — Bleibendes geleistet haben. Die klassische Philologie mit ihrer straffen Syntax und Tempuslehre, mit all den Häkchen und Akzenten und den komplizierten poetischen Metren (wobei das Poetische nicht gerade betont wurde), das alles lag dem deutschen Präzeptor.

Nun stürzen wir uns mit derselben Gründlichkeit auf die neuen Sprachen. Das ist nur zu verständlich. Mag Europa politisch noch in weiter Ferne liegen, touristisch ist es eine Tatsache: Schiff und Autocar und Flugzeug setzen uns in allen möglichen Ländern ab, und alle möglichen Ausländer landen umgekehrt in unsern heimatlichen Gefilden. So gewinnt das Sprachenstudium einen ganz konkreten Anreiz — und was Krieg und

Gefangenschaft begonnen hatten, erfährt eine willkommene Auffrischung. Kein Wunder, daß wir uns Mühe geben, zum Beispiel unsere spanischen Gäste in fließendem Spanisch zu begrüßen.

Wir tun mehr, und damit beginnt die Sache nun problematisch zu werden. Wir wollen nun auch unsere deutschen Freunde mit einem möglichst spanischen Spanisch überraschen. Wie kann man Don Juan sagen (Juan wie Jugend)? Es heißt Chuan. Chuan wie das ch in Bruch, guttural mit rauher Kehle! Früher schrieb man unschuldig Dostojewski. Jetzt heißt es selbst im westdeutschen Duden Dostojewskij. Ob man auf spanische oder russische, auf arabische oder indische Worte stößt, immer mehr bürgert es sich ein, sie „wissenschaftlich“ zu schreiben. Die Slawisten und Arabisten und Hispanisten beginnen die schlichtesten deutschen Texte mit philologisch diakritischen Zeichen zu spicken. Auf Schritt und Tritt werden wir gewarnt und wird uns bedeutet, daß hinter dem braven, vertrauten Schriftbild sich fremdartige Nasal- und Gurgellaute verbergen.

Nicht anders ist es im Rundfunk. Und hier ist das Problem sogar doppelt dringend. Denn der Ansager kann die Aussprache eines Wortes nicht im Ungewissen lassen. Er muß sich entscheiden. Doch da steht er nun vor der Frage: Wie soll er Acheson und Pleven aussprechen? Nun, das weiß er von seinen amerikanischen und französischen Kollegen. Die sprechen es ihm ja vor. So legt er uns einen Acheson und einen Pleven hin, gegen die (phonetisch) nicht das Mindeste einzuwenden ist.

Soll man sich über so viel deutsche Tüchtigkeit nun nicht freuen? Wo in aller Welt wird ein ausländischer Rundfunksprecher deutsche Worte und Namen so gekonnt ablesen? Aber eben gerade der Blick auf den Brauch anderer Länder könnte uns stutzig machen. Tun wir des Guten nicht vielleicht zu viel? Gehen unsere Publizisten und Rundfunksprecher mit ihrem philologischen Ehrgeiz nicht etwas weit, weiter als es sinnvoll und sogar möglich ist?

Selbstverständlich ist nichts dagegen einzuwenden, daß ein Deutscher, der Spanisch schreibt, alle im Spanischen üblichen Akzente setzt, und daß ein anderer Deutscher, der einen Vortrag auf Englisch zu halten hat, all seine Sprachkenntnisse zusammennimmt und den erstaunten Zuhörern ein möglichst englisches Englisch vorsetzt mit englischer „Intonation“ usw. Ebenso soll und darf ein russisches oder arabisches Lehrbuch alle diakritischen Zeichen und phonetischen Transskriptionen verwenden, mit deren Hilfe die heutige Forschung feinste Eigentümlichkeiten der Aussprache festhält. Aber muß deshalb der Durchschnittsdeutsche Moskwa statt dem ihm vertrauten Moskau schreiben und sprechen? Muß er statt Mexiko Mechiko sprechen und das c in Barcelona wie ein englisches th? Und warum sollen wir nicht Kierkegaard aussprechen, wie wir es schreiben?

Die Franzosen, die auch manchen bedeutenden Sprachkennner und Sprachmeister hervorgebracht haben, haben aus dem Italienischen den Begriff des Pedanten übernommen, den auch Goethe zu gebrauchen pflegt. Das Wort meint nicht ganz dasselbe wie in unserm Sprachgebrauch, nämlich den Lehrer, der dadurch komisch wirkt, daß er sein Wissen auffällig herausstellt und den andern durch seine ständigen Belehrungen lästig fällt. Wir meinen, es ist pedantenhaft, wenn es jetzt auf einmal Don Chuan und Moskwa und Dostojewskij usw. heißen soll und wenn wir anfangen, Worte, die vielleicht längst in unser Ohr und in das deutsche

Schriftbild eingegangen sind, mit allen möglichen Geheimnissen der Wissenschaft zu entstellen.

Der Geschmack und das gesunde Gefühl sagen uns, daß Fachsimpelei nicht ins Familiengespräch gehört. Es gibt ein schlichtes deutsches Sprechen. Es gibt eine Mittellage der Allgemeinbildung und es gibt Spezialistentum. Man nimmt seine Suppe nicht „per os“ ein, noch läßt man sein Besteck vor Tisch steril kochen oder prüft mit einem mitgebrachten Mikroskop die Speisen, die einem die Hausfrau vorsetzt! Es ist etwas ganz Ähnliches, wenn ein Philologe plötzlich anfängt, mir in meinen Goethe oder Rilke solche verteuflten Zeichen hineinzusetzen, damit ich weiß, was die moderne Sprachwissenschaft inzwischen an Feinheiten herausgebracht hat.

Was das Sprechen fremder Namen angeht, so gibt es gewissermaßen zwei Zonen. Die erste Zone sind Namen und Worte, die bei uns seit langem bekannt und deshalb mehr oder weniger eingedeutscht sind wie Burgund, Kopenhagen, Reims, Ludwig der Vierzehnte, London, Tokio, Sambesi usw. Es wäre schlimmste Pedanterie, jetzt auf einmal Louis Quatorze oder Vincent de Paul sagen zu wollen. Dann gibt es — und das ist die zweite Zone — fremde Namen und Worte, die uns erst jetzt zur Kenntnis kommen, die folglich zunächst in ihrem Originalgewand bei uns auftreten. Aber auch hier ist es, wie der Gebrauch in allen Kultursprachen zeigt, natürlich, daß sie jeweils in die sprachliche Umgebung, in die sie hineinkommen, „eingemeindet“ werden. Sie werden unwillkürlich mehr oder weniger gefärbt. Natürlich ist hier die Grenze fließend. Soll man zum Beispiel nasal Saint Quentin sagen oder (wie es den Landsern selbstverständlich war) Quentin wie Kwäntin? Da wird es oft keine feste Regel geben; wie ja überhaupt der allgemein angenommene Brauch letztlich über die „Richtigkeit“ einer sprachlichen Bildung entscheidet. Wer ein vollendetes Englisch sprechen will,

muß halt so zu sprechen suchen, wie der moderne Engländer tatsächlich spricht. Freilich: Wer ist „der moderne Engländer“? Je nach seiner sozialen Herkunft, nach Auslandsaufenthalt und Sprachkenntnissen wird er manches Wort ein wenig anders sprechen als sein Nachbar. Aber eines ist gewiß, und dies zu betonen, darauf kommt es uns hier gerade an, daß jede Sprache das Recht hat, fremde Sprachelemente visuell und akustisch ihrem eigenen Bestand anzugleichen.

Wir meinen, daß das phonetisch oft sogar das einzig Mögliche ist. Wir denken dabei nicht an ganze Sätze und größere Abschnitte aus einer Fremdsprache. Die sind selbstverständlich in möglichst reinem Englisch oder Französisch usw. zu sprechen. Nein, wir meinen einzelne fremde Namen und Worte, die in einem deutschen Sprachganzen auftreten. In diesem Fall ist es einfach nicht möglich oder doch ein krampfhaftes Zerreißen, wenn man ein dänisches Wort plötzlich mit „Stoß“, ein arabisches oder japanisches je mit der diesen Sprachen eigenen Einstellung aller am Sprechen beteiligten Organe vollendet originalgetreu aussprechen wollte. Das würde, wenn es (wie gesagt) überhaupt möglich ist, unangenehm und „sprengend“ wirken. Es fiel als Fremdkörper völlig aus der klanglichen Tönung des Ganzen heraus. Es ist gar nicht lächerlich, wenn die Franzosen vom deutschen „Kaiser“ als vom Käsär sprachen. In einem französischen Sprachganzen ist das die natürliche „Eintönung“ des fremden Wortes in die eigene Tonwelt. Das einzelne Wort im Satz ist eben nicht ein Steinchen, das für sich ein Eigenleben führen könnte. Es wird vom Strom der lebendigen Rede ergriffen und mitgeformt.

Die Forderung der Eindeutschung fremder Sprachelemente muß nichts mit altmodischer „Deutschtümelei“ oder chauvinistischer Sprachreinigung zu tun haben. Wir setzen uns nur gegen eine gewisse Pedanterie zur Wehr und wollen nicht, daß die „Wissenschaftlich-

keit“ in Gebiete einbricht, in denen sie nichts zu suchen hat. „Wer zu viel tut, tut auch noch zu wenig“, pflegte unser alter Lateinlehrer zu sagen. Nun, die Frage ist, ob wir im stolzen Bewußtsein unserer neusprachlichen Kenntnisse des Guten nicht zu viel tun — schriftlich und mündlich. Theo Küven.

Der Knoten

Ein uraltes Kultursymbol

Anläßlich des 700jährigen Jubiläums des Kölner Domes im Jahre 1948 hat Professor E. Mataré, Düsseldorf, an den von ihm geschaffenen Domtürnen am Südportal neben figürlichen Ornamenten aus der Kölner Kirchengeschichte auch ein dekoratives Motiv verwendet, das bis in die Frühgeschichte der Menschheit zurückreicht und in der Kulturgeschichte, Baukunst und Volkskunde eine für uns heute kaum zu verstehende Rolle gespielt hat und noch immer spielt, den Knoten, den einfach geschlungenen oder auch den mehrfach geschürzten, die sogenannte Bandverschlingung. Es mag kulturgeschichtlich verlockend sein, einmal Dingen nachzugehen, in denen der heutige Mensch nur eine praktische Verrichtung des Alltags sieht, die aber der primitive und in seinem Denken ursprüngliche Mensch aus dem Bereich des äußern Mechanismus in eine höhere beseelte und symbolhafte Sphäre gehoben hat.

Mit der Christianisierung der Germanen wurde viel altes Volksbrauchtum aus der ursprünglichen Umwelt und seinem natürlichen Zusammenhang gelöst und in fast ehrfürchtiger Anlehnung an frühere heidnische Sitten und Gewohnheiten zu einem neuen Sinngehalt umgestaltet. Gerade durch diese von tiefer Weisheit getragene Duldsamkeit wurde eine Brücke zwischen der neuen Lehre und dem alten Glauben geschlagen, und viele alte Kulturreste der früheren heidnischen Gottesverehrung verdanken dieser Haltung als Volksfeste und Bräuche ihr Bestehen bis auf den heuti-